

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 41

Artikel: Am Rande der Puszta

Autor: Schaffelhofer, Steffi

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auch die jetzt zu beschreibende Kategorie von Strafdelikten ist, wenn auch auffallend häufig registriert, doch eine Ausnahme der Regel, daß die reformierten Geistlichen ein ehrbares und gottseliges Eheleben führten. Vieles ist ein Symptom einer rohen Kulturepoche und eines Sittenzerfalls. Man war früher auch nicht zimperlich. Jene alten Pfarrgestalten, die in Pestzeiten keine Furcht kannten, haben es mit der ehelichen Treue oft nicht sehr genau genommen. Ob sie aber immer eine rechte Lebensgefährin fanden? Besonders für das 16. Jahrhundert gilt der Satz, daß gute Pfarrfrauen noch selten waren. Ein Oberländerpfarrer hatte eine so böse Frau, daß sie ihn unter drei Malen von der Pfarre vertrieb! Das mußte ein seltsam Schauspiel für die Gemeindegenossen gewesen sein. Wieder im Oberland wurde ein jüngerer Pfarrer seines Amtes 1747 entsezt und landesverwiesen, weil er das von seiner Magd geborene Kind heimlich fortgeschafft hatte. Ein anderer Oberländerpfarrer wurde nach Bern zitiert, ebenso die Weiber, die ihn ansprechen. 1576 wurde Pfarrer M. seines Amtes entsezt „und mit seiner Dirne gefangen nach Bern geführt“ und von Stadt und Land gleichen Jahres verwiesen. Scharf ging die Regierung vor gegen vergessene Geistliche, die sich der Unzucht, des Ehebruchs, wie es in den Akten heißt, der Hurerei schuldig gemacht hatten. Es scheint nötig gewesen zu sein. Da gab es ein Gefängnis, das Loch, „das Pfaffenloch“ und in schweren Fällen Entsezung und Landesverweisung. 1542 muß ein Landvogt des Pfarrers Weib aus dem Pfarrhaus tun; sie hatte einen schlechten Leumund und die Gemeinde nahm Anstoß an ihrem unsittlichen Lebenswandel.

*

Und endlich verursachte noch eine Kategorie von Geistlichen den Landesvätern in Bern viel Arbeit und Verdrüß: es sind die unsriedfertigen, zanfsüchtigen, renitenten, die sich der Obrigkeit nicht fügen wollten, die im Unfrieden mit den Gemeindeleuten lebten. So wurde einer wegen unleidlichen Verhaltens im Amte eingestellt, ein anderer kam zu „Wasser und Brod“ (d. h. paar Tage ins Loch). Bei der Beerdigung eines Pfarrers, der mit dem Rat seines Städtchens in beständigem Streit gelegen hatte, brach die Kirchenglocke; dies wurde dem unerträglichen Manne vom Volke so ausgelegt, als habe der Himmel ihn nicht würdig befunden, unter dem Schall der Glocke seine Ruhe zu finden. 1588 wurde der störrische und heftige Pfarrer von Burgdorf, der ein unverschämtes Maulwerk geführt haben soll, aus Stadt und Land verwiesen. 1588 wurde der Pfarrer eines Seeländerstädtchens wegen seines angerichteten Knbs, auch ärgerlichen Lebens wegen, 5 Tage und Nächte zu Wasser, Müs und Brod mit Gefangenschaft bestraft.

Wir sehen, die fürsichtigen, frommen, gnädigen und lieben Herren und Oberen zu Bern führten ein strenges Regiment; gegen Verfehlungen ihrer Untertanen und Amtstute waren sie fest und unnachgiebig.

XX

Edisons Extrablätter.

Kurzgeschichte von Max Karl Böttcher.

Edison, das größte Erfindergenie aller Zeiten, war nicht nur ein scharfer Denker und von unermüdlichem Fleiß (denn Genie ohne Fleiß wird meist verkommen), sondern er war auch äußerst geschäftstüchtig. Er verstand, die Konjunktur auszunützen, wie kaum ein Zweiter. Schon mit 12 Jahren zeigte er das, als er auf der Eisenbahnlinie Port Huron—Detroit einen fliegenden Zeitungshandel eröffnete.

Aber nicht nur Zeitungen verkaufte er auf der Fahrt, sondern je nach der Jahreszeit Erfrischungen aller Art und Obst, und im Winter heißen Tee oder Crol. Die Zwischenzeit in Detroit verbrachte er in der städtischen öffentlichen

Lesehalle und verschlang dort geradezu die für ihn erreichbaren Bücher, besonders solche naturwissenschaftlichen Inhalts.

Damals — man schrieb das Jahr 1859 — führten die Nordstaaten der Union mit den südlischen Ländern Krieg. Sofort hatte der kleine Alva Edison den Gedanken: Die neuesten Meldungen über den Krieg und vom Kriegsschauplatz werden doch bestimmt die Reisenden interessieren!

Aber wie diese Meldungen erhalten während der Fahrt? Da setzte sich das ideenreiche Büschlein led mit einem Telegraphenbeamten von Detroit in Verbindung und bat ihn, ihm täglich an jeder Station, auf welcher der Zug hielt, ein kleines Telegramm mit den neuesten Kriegsnachrichten zu senden, dafür versprach er ihm reichen Anteil am Gewinn vom Erlös der Extrablätter. Der freundliche Beamte, dem der Unternehmungsgeist des Jungen imponierte, sagte zu und hielt Wort. Auf jeder Station sprang Alva Edison zum Telegraphenamt und nahm die Depesche in Empfang. Aber wie nun ein Geschäft daraus machen? Rief er die neuen Kriegsmeldungen nur aus, verdiente er nichts! Er mußte die Neuigkeiten zu Papier bringen und verkaufen, und schnell mußte das gehen, denn auf der nächsten Station waren ja schon neue Meldungen da.

Die Zugführer, die den Knaben gern leiden mochten, erlaubten ihm, im Gepäckwagen eine kleine Druckerei aufzustellen. Bald hatte er eine ausrangierte Kleindruckerpreß aufgetrieben, stellte das Bervielfältigungsmaßchinchen im Gepäckwagen auf, und nun setzte er mit fiebriger Eile in der Zeit zwischen zwei Stationen das jeweilig zuletzt empfangene Telegramm, zog es ab und kaum stand der Zug, sauste das flinke Kerlchen mit einem Schlag seiner noch feuchten Extrablätter am Zuge entlang und bot die neuen Kriegsnachrichten mit lauter Stimme an und fand reizenden Absatz seiner Neuigkeiten. Dann rasch zum Telegraphenamt und die neue Depesche in Empfang genommen, wieder im Gepäckwagen gesetzt, gedruckt und beim nächsten Halt wieder feilgeboten. Bis 120 Mark nach unserem Gelde verdiente er auf diese Weise in der Woche und legte damit die erste Grundlage zu seinem späteren Millionenreichtum.

„Findig muß der Mensch sein, dabei fix in Entschlüsse und entschlossen im Handeln!“ sagte er oft, und das blieb sein Wahlspruch bis in sein hohes Alter. Das Edison-Museum in Boston birgt noch zwei dieser ersten Edisonschen Extrablätter und zählt sie zu seinen teuersten Raritäten. —

Am Rande der Puszta.

Mit der Kamera bei den Csikos.

Von Steffi Schaffelhofer.

Dort wo das fruchtbare Uferland jenseits der Theiß aufhört, wo nur noch Gras und Unkraut auf dem salzigen Boden hervorspricht, wo die Grenze zwischen Himmel und Erde in nebelhafter Ferne versinkt — dort beginnt die Puszta, dort beginnt das „Meer des Schweigens“, dort erhebt sich ein Bild von eigenartiger Romantik, die allerdings mit der blutigen Räuberromantik früherer Zeiten nichts mehr zu tun hat. Der Geist der Zeit hat sie verwehrt. Wohl hört man noch die kühnen Taten eines Rozsa Sandor und eines Sobri Janos bejingen, aber neue Rozsas und Sobris erstehen nicht mehr.

Als ich nach einer mehrstündigen Schnellzugsfahrt, von Debreczin kommend, am Rande der Hortobagy Steppe stand, vor mir — soweit das Auge nur reichte — endlose braun-grün-goldene Weideflächen, über mir den tiefblauen Himmel und ringsum die Stille eines Friedhofs, da war ich gebannt von dem überwältigenden Eindruck dieser einzigartigen Landschaft.



Primitive Hirtenwohnung. Ein charakteristisches Bild der Puszta.

Totenstille lagerte über der scheinbar unbegrenzten Fläche. Da und dort weideten Rinder- und Pferdeherden. Jeder Laut des Lebens war erstorben. Nicht das Surren eines Käfers, nicht das Summen einer Biene, nicht das Zirpen eines Heimchens war vernehmbar. Die Glut der Mittagssonne brütete über der trostlosen Steppe. Nur die braunen Grashalme und die verdornten Steppenblumen wippten unter einem zarten Windhauch, wie von Geisterhand bewegt.

*

Die Steppe von Hortobagy soll im Frühling einem märchenhaften Blumenmeer gleichen. Das Bild, das sie im Sommer bietet, ist ein Gemisch von Traurigkeit und Romantik: Grüne Wiesen, farblose Felder, darüber das tiefe Blau des Himmels.

Allerdings gibt es auch Landstriche, die in ihrer grauen Eintönigkeit niederschmetternd wirken. Der weißlich-graue, von feinen Salzteilen durchsetzte, größtenteils feste Boden zeigt tiefe Risse und Sprünge. Hier und da ist die weite, ebene Fläche von kleineren oder umfangreichen vegetationslosen Sandstellen unterbrochen, die sich nicht selten zu meterhohen Hügeln erheben, mit deren leicht beweglichen Oberfläche der Wind sein böles Spiel treibt. Dieser Flugsand, den der Ungar den „laufenden Sand“ nennt, vernichtet oft auf weite Strecken hin die Vegetation des angrenzenden Weidelandes. Mitunter gibt es auch kleine Dosen, einzelne Baumgruppen, in deren Schatten sich Gehöfte verstecken.

Eine vergessene Welt....

*

Ein kleines, vierräderiges Pferdefuhrwerk brachte mich über holprige Wege immer tiefer hinein in die lautlose Steppe. Dunkle Punkte am Horizont, winzige Staubbögen: Pferdeherden, die in Bewegung waren. Sie verschwanden. Ringsum wieder die Puszta, ringsum das Schweigen der Natur. Über mir wölbt sich die gewaltige, tiefblaue Glocke des Himmels.

Plötzlich schien Leben in die erstarnte Ebene zu kommen. Aus den zitternden Wogen der endlosen Weideflächen erhoben sich Häuser mit glitzernden Türmen und bunten Giebeln. Ziehbrunnen reckten ihr Gestänge in die Höhe. Stroh-

dächer tauchten auf. Rinderherden kamen immer näher und näher. Und auf einmal ragte inmitten der sonnendurchglühten Steppe ein rauchender Fabrikschlot empor.

Ich glaubte zu träumen. Ich kniff mich in die Wangen. Ich schloß für einen Moment die Augen und öffnete sie wieder. Ehe ich mich von meinem Erstaunen etwas erholt hatte, hörte ich plötzlich einige Hirten aufgeregt rufen und in den Himmel deuten:

„Fata Morgana! ... Fata Morgana!“

Da wußte ich, daß es kein Traum war. Ich war zum Zeugen einer richtigen Fata Morgana geworden, wie sie in diesen endlosen Gebieten oder in der Wüste an sonnendurchglühten Tagen keine Seltenheit ist.

Ich eilte nach vorne und mit der gleichen Geschwindigkeit, mit der ich mich nach vorne bewegte, verschwanden die Bilder, um anderen Platz zu machen.

Baumgruppen, Akazien, Pappeln, winzige Dörfer, ein breiter Fluß mit kleinen Booten, Fuhrwerke, Reiter, Herden — all dies führte die Luftspiegelung in einem bunten Reigen in täuschender Natürlichkeit heran. Die Rinderherden schienen aber auf dem Wasser zu grasen, die Pferdeherden ins Bodenlose hineinzusagen.

Nur wenige Minuten dauerte das grandiose Naturschauspiel. Dann löste sich alles wieder in Nichts auf. Vor mir gähnte neuerdings die erdrückende Trostlosigkeit der schweigenden Steppe.

In meiner begreiflichen Aufregung vor dem ungewohnten Trugbild der Natur hatte ich eines vergessen: meine Kamera in Tätigkeit zu setzen. Das werde ich mir nie verzeihen.

*

Die Puszta ist eine Landschaft ohne Frauen. Die Puszta ist das Paradies zahlloser Pferde- und Rinderherden. Zahltausende dieser Tiere beleben die Einöde.

Die Herren der Steppe aber sind die Hirten. Einsame Menschen auf einsamer Erde!

Ihre eigentlichen Herren, die irgendwo in einer Stadt oder auf einem großen Gut außerhalb der Puszta leben, sehen sie nur selten. Die Hirten sind rauhe Gesellen, aber grundehrliche Kerle. Und das wissen ihre Brotherren recht gut.

Die Hirten sind ein äußerst gutmütiges, kleines Völkchen. Sie sind zuvorkommend, freundlich, streng sittlich, wortkarg und zeichnen sich durch eine natürliche Herz- und Gemütsbildung aus, die jede Art von Roheit ausschließt und sich auch in der liebevollen Behandlung der ihnen anvertrauten Bierfüßer offenbart.

Eine Uhr erscheint dem Hirten als ein durchaus überflüssiges Requisit. Er ist bei Tag und bei Nacht über die Zeit wohl orientiert. Bei Tag ist seine Uhr die Sonne, während der Nacht bildet für ihn das jeweilige Auftauchen und Verschwinden der Sternenbilder den Stundenanzeiger.

Die Eselos, die Pferdehirten, sind die vornehmsten unter diesem Pusztaböllchen. Es sind kräftige Gestalten, deren Körper ungemein muskulös und gegen jedes Wetter gefestigt ist. Es kümmert sie nur wenig, ob glühende Sonne über der Steppe brütet, ob Sturm oder Regen herrscht. Nichts kann ihren Gleichmut erschüttern, nichts vermag sie aus der Fassung zu bringen.

Ein kurzes, weitärmeliges Leinenhemd, eine weitbauschige Gatha — d. i. Leinenhose —, eine ärmellose Tuchjacke, das ist ihre Kleidung, die noch durch einen langen Schafspelz und einem runden Filzhut mit einem Federstutz darauf vervollständigt wird. Bei festlichen Gelegenheiten oder sonstigen außergewöhnlichen Anlässen kommt auch das Galalleidungstück zur Geltung. Dieses besteht aus einem dicken, aus filzartigem Lodenstoff gearbeiteten, mit Knöpfen, Riemen, Schnallen und aufgenähten zierlichen Ornamenten versehenen Mantel, der beim Reiten nur leicht über die Schulter geworfen und von einem Riemengurt zusammengehalten wird. Die bis zu 24 Meter lange Wurfsleine legt der Csikos seinem Pferde um den Hals. Auf die Ausstattung des Peitschenstiels verwendet er größte Sorgfalt. Durchaus unentbehrliche Gegenstände sind ihm Pfeife und Tabaksbeutel. So wie sich die Csikos heute kleiden, so haben sie sich bereits vor Hunderten von Jahren gekleidet.

Ihr Essen, das sie sich in einem primitiven Kessel über offenem Feuer zubereiten, besteht aus Rauchfleisch, Kartoffeln, Zwiebel, Speck und — Paprika. Paprika fast zu jeder Mahlzeit!

Weniger vornehm, wenn man so sagen kann, ist der Guljas, der Rinderhirte, der im Sommer die rauhe Seite seines Pelzes nach außen, im Winter nach innen getragen. Sein Wollmantel ist stets bunt gestickt. Der Filzhut, den er mit Steppenblumen zu schmücken pflegt und der das Gesicht beschattet, vertritt bei ihm die Stelle eines Regen- oder Sonnenschirms. Sein Essen besteht aus — Gulash, also aus Rindfleisch, das in kleine Würfel geschnitten und mit Zwiebel, Speck und Paprika zubereitet wird.

Ich habe während meiner Buszenwanderung zahllose Pferde-, Rinder- und Schafherden gesehen, die von einigen



Viehhirten in ihrer malerischen Nationaltracht.

wenigen Hirten im Zaume gehalten wurden, wobei ihnen ihre kleinen, klugen Hunde außergewöhnliche Hilfsdienste leisteten.

Meist ohne Sattel sitzen die Csikos auf ihren Pferden, wie wenn sie mit ihnen verwachsen wären. Mit ihren kurzstieligen Peitschen, die sie mit schußähnlichem Gehnalle durch die Luft sausen lassen, treiben sie die Tiere zusammen.

Von Mitte April bis Ende September, jahraus, jahr-in, Frühling, Sommer und Herbst, leben Mensch und Tier auf der Puszta. Zu vielen Zehntausenden wandern die Tiere monatelang auf der Steppe umher. Nachts schlafen sie ganz frei. Für die Hirten sind kleine, primitive Zelte aus Strohmatten aufgestellt, in denen sie sich ihr Essen zubereiten. Ihre Nachtruhe verbringen sie in einfachen Bauten aus Lehm und Ziegel mit einem Strohdach darauf. Die Tränke

der Herden erfolgt bei den in der Nähe der Hirtenhäuser befindlichen Ziehbrunnen, deren mächtige Schwengel wie Wegweiser in den Himmel hineinragen.

Bei Gewitter, wenn Blitze am Himmel zünden und der Donner über die Steppe rollt, haben die Hirten die größte Mühe, die unruhigen Herden beizammenzuhalten. Im Kampf mit widerspenstigen Rindern und höhsartigen Stieren gebraucht der Guljas seinen wuchtigen, mit Eisen beschlagenen Knotenstock und seine muskulösen Arme

Das ist der Alltag auf der Puszta mit all seinen vielen Mühen, Sorgen und kleinen Begebenheiten.

Das will aber nicht bedeuten, daß es nicht auch ein Leben voll Poesie geben würde. Das ist vor allem die Stunde des Sonnenuntergangs. Es ist ein phantastisches Geschehen, dessen Banne



Grau-weisses Steppenvieh auf der Weide.

sich niemand zu entziehen vermag. Der sinkende Sonnenball verklärt mit tausend verstreuten Strahlenbündeln den weiten Westen des Horizonts und übergießt die endlose Weite und die Herden, die sich vor den langen, blechernen Tränkröhren der Ziehbrunnen versammeln, mit purpurinem Schimmer. Alles scheint bei dieser märchenhaften Beleuchtung ins Riesenhalbe zu wachsen. Selbst die aufwirbelnden Staubwolken erscheinen wie aufsteigende Dämpfe.

Dann noch ein letztes Aufsprühen strahlender Lichtgarben. Der Goldglanz der Puszta verblaßt allmählich. Und schon breitet sich die Dämmerung über Horizont und Ebene, um bald darauf einem womöglich noch erhebenderem Schauspiel den Weg zu ebnen — der Mondnacht!

Ich habe noch in keiner Nacht den Himmel so hell und so klar gesehen, wie in dieser ersten Pusztanacht.

Die Sterne funkelten und glitzerten wie in übermütiger Freude. Der Horizont schien sich in die Ewigkeit hineinzudehnen. Gespensterhaft ragten die riesigen Ziehbrunnen in den Nachthimmel hinein. Von nah und fern glimmt und flackerten die Hirtenfeuer herüber. Hundegebell hallte über die Steppe.

Ein schwermütiges Lied flatterte von irgendwoher durch die nächtliche Einsamkeit. Und plötzlich waren Geigenklänge in der Luft. Jemand ein Zigeuner spielte auf seiner Fiedel.

Es waren Lieder der Heimat, Lieder der Steppe, Lieder der Einsamkeit.

Dann wurde es wieder still.

Über der Puszta stand groß, mächtig, erhaben der Mond — ein Symbol der Ewigkeit.

Unbeweglich war die Luft. Lautlos die Nacht. Nur das Räderknirschen des heimkehrenden Fuhrwerkes, auf dem ich traumverloren lauerte, unterbrach unangenehm die Stille

Im Herbscht. Von Margrit Volmar.

D'Matte si voll Näbeltau
Und schiint de d'Sonne dri,
So sunklet's häll dür Wald und Au,
Es kömmt nid schöner si.

Guldliüchtend isch der Waldessoum,
Es isch e wahri Pracht!
Als hätt' sech jede Busch und Boum
Parat zum Herbstfescht g'macht.

Doch ruuscht der Wind chli i de Zweige,
So fällt die guldni Herrlichkeit,
Wie Räge chunnt der Blätterreige
Und raschlet lis vo wit und breit.

Und geiht de d'Sonne strahlend abe,
Und blühje langsam d'Starne uf,
So macht ieß d'Wermi o Tyrabe
Und d'Chelti stigt vom Bode-n-uf.

Waldi füttert einen Menschen und bekommt Prügel dafür.

Von Hedwig Moser-Gosweiler.

Waldi, der kleine Dadel, war ein Raufbold, er konnte kein anderes Tier sehen, ohne es anzugreifen, auch wenn es noch so groß war.

Eines Tages hatte er im Kampfe sein Halsband und auch das Haus seines Herrn verloren. Trostlos, mit hängenden Ohren irrte er durch die Straßen und kam zum Hauptbahnhof. Er beschüßelte die Leute, die dem angekommenen Zuge entströmten. Da kam vom Poltschalter, wo er soeben seine letzten Manuskripte eingeworfen hatte,

ein junger Schriftsteller und stellte sich neben den Hund, um die vorübergehenden Menschen zu studieren. Waldi beschüßelte auch ihn. Und diesmal hatte er Glück, der Mensch hatte Zeit für ihn. Er beugte sich nieder, streichelte ihn und sagte: „Hund, auf wen wartest du denn?“ Ein unterdrücktes Bellen war die Antwort. „Wartest du etwa auch auf das Glück wie ich?“ Das Tier hatte sich unterdessen auf die Hinterbeine gestellt und die Manteltasche seines neuen Freundes belebt. Er roch nämlich die Wurst, die darin steckte, das Nachtessen seines neuen Beschützers. „Aha, du hast Hunger“, sagte der Mensch, „komm wir teilen.“ Der Hund erhielt einen Teil, die Wurst, und das Brot wurde wieder in die Tasche gesteckt. Der Mann hatte nämlich seine letzte Bartschaft für Marken ausgegeben und konnte an diesem Abend nichts mehr kaufen. Als der Hund seine Wurst vertilgt hatte, schmiegte er sich an seinen Gönner, als wollte er sagen: „Bei dir will ich bleiben, du verstehst mich.“ Durch diese Zärtlichkeitsäußerung wurde der neben ihm stehende Mann aus seinen Gedanken gerissen. „Ja bist du immer noch da, nun mußt du aber heimgehen“, sagte er und lockte das Tier zum Ausgang des Bahnhofes. Aber der Hund ging nicht weiter als sein neuer Freund. „Ja weißt du denn nicht mehr, wo du daheim bist und ein Halsband hast du auch nicht, dann muß ich dich ja auf den Polizeiposten bringen“, sagte endlich der Mann zu Waldi, der ihn ganz verängstigt angeschaut hatte. „Komm, wir suchen ihn.“ So gingen die zwei, der Mann den Hund immer lockend, zum Bahnhofsvorstand, der schickte sie zum Bahnpolizeiposten. Als Waldi den Polizeimann unter der Türe sah, wollte er nicht mehr weiter. Sein Freund mußte ihn unter den Arm nehmen und beruhigen: „Sie tun dir nichts, komm nur, komm.“ Der Polizist brachte dem Tier Wasser, das es gleich austrank und notierte sich dessen Geschichte und die Adresse seines Finders. „Der Hund wird nun im „Tagblatt“ ausgeschrieben und wenn sich niemand meldet, wird er erschossen.“ Der Schriftsteller aber wollte das Tier nicht erschießen lassen und bat den Wachtmeister, den Hund ihm zu schicken, wenn sein Meister sich nicht melden sollte. Dann verließ er das Wachtlokal, nachdem er den Hund noch gestreichelt hatte. Waldi schaute ihm noch lange nach.

Der Hundefreund aber spazierte nachdenklich nach seiner Wohnung und traf dort das Söhnchen seiner Hausmeisterin. „Ruedi, möchtest du einen Hund haben?“ fragte er, denn er hatte sich auf dem Heimwege überlegt, daß seine Zeitungshonorare, die kaum für ihn ausreichten, nicht noch einen Hund ernähren könnten und mit Manuskripten könnte er ihn schließlich doch nicht füttern. „Über sicher möchte ich einen“, jubelte der Junge und sein kleines Schwesternchen trippelte auch herbei und sagte: „Gelt du schenkst uns einen Hund, bitte, bitte. Er darf dann in meinem Puppenbettchen schlafen, ich mache es gleich bereit!“ „Vielleicht schenke ich dir einen, kleine Maus“, sagte der Mann und strich dem Kind über seine blonden Locken. Dann trat er in sein Zimmer und aß den Rest seines Abendbrotes. Am Abend aber setzte er sich hin, schrieb die Geschichte seines neuen Dadelfreundes und schickte sie an drei Zeitungen. Am nächsten Morgen, als er sein Zimmer verließ, stand Klein-Rutli vor seiner Türe und sagte: „Holst du jetzt den Hund? Das Bettchen ist bereit.“ Der Schriftsteller vertröstete das Kind auf den Abend und ging mit seinen Dadel-Manuskripten zur Post. Auf dem Wege begegnete er seinem Freunde und erzählte ihm sein Erlebnis. Der Freund klopfte ihm freundschaftlich auf die Achsel und sagte: „Du, den Hund kaufe ich dir ab, meine Frau wünscht sich schon lange einen, übrigens bist du heute bei uns zum Essen eingeladen, ich habe gestern ein Bild verkauft und das muß gefeiert werden.“ Der Schriftsteller sagte zu und war erst noch froh, daß „sein“ Hund nun doppelt versorgt und nicht erschossen würde.